



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

haben, sind sie alle eintönig; in Tirol und in Stalien ist in bestimmter Gegend ein Bauer wie der andre gekleidet. Hier aber wechseln die Farben der Hosen und des Kittels, des Gurts und des Mantels in allen Spielarten. Der Kopfbedeckungen sind aber so viele, daß ich auf diesem Gange von dem einen Ende der Brücke zum andern deren mehr als fünfzig zählte. Der Fez ist verschieden, je nachdem er von Zivil oder Militär, von Türken, Griechen oder Serben getragen wird; die untern Volksklassen winden um den Fez noch ein Tuch zu einem Turban, meist weiß, oft aber auch bunt, und grün, wenn der Träger das Glück hatte, eine Pilgerfahrt nach Mekka mitzumachen.

Als wir abends in Pera mit unsern in türkischen Diensten stehenden Landsleuten zusammen im Bierhaus saßen, gleich als ob wir uns auf der Potsdamerstraße im Wirtshaus zum Kurfürsten befänden, so trat uns der Gegensatz von Abend- und Morgenland auch geistig näher.

Damit laßt mich heute schließen. Draußen ist schon tiefe Nacht; brennt auch in meiner stillen Zelle die Lampe freundlich, so erinnert mich doch das Klopfen des Wächters und das Gebell der Hunde, daß ich fern von euch in einer neuen Welt bin. Morgen aber soll es noch tiefer hineingehen. Die türkische Post ist besorgt, das Reisebündel geschnürt, um auf einige Tage Konstantinopel zu verlassen und nach Asien zu reisen.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Vorlesungen über das Zeitalter der Freiheitskriege. Von Joh. Gust. Droysen. Zweite Auflage. Zwei Bände. Gotha, F. A. Perthes, 1886.

Es ist nicht nötig, dieses vor vierzig Jahren erschienene vorzügliche Werk bei seinem zweiten Erscheinen weitläufig zu besprechen. Wer es noch nicht kennt, könnte den Gegenstand dieser einst zu Kiel gehaltenen Vorlesungen nach dem Titel „Zeitalter der Freiheitskriege“ leicht zu eng begrenzen. Was wir unsern Befreiungskrieg gegenüber Napoleon nennen, bildet nur den Schluß des letzten Bandes und umfaßt noch nicht hundert Seiten, während das ganze Buch 861 Seiten hat. Der Gegenstand ist eben ein weit umfassenderer. In großen Zügen erzählt der Verfasser die Umwälzungen, welche seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bis 1815 die Kulturstaaten erleiden. Insbesondere wie sich der Staatsbegriff dabei entwickelt, wird vom Verfasser mit stetem Interesse gezeigt.

Droysens Art, die geschichtlichen Zustände und Ereignisse zu beleben durch patriotische und religiöse Motive, ohne die Rhetorik des bloßen Verstandes, mußte sich gerade in der Form von Vorlesungen günstig ausprägen. So ist denn die Sektüre dieses Werkes erfreulich und genußreich um der vielseitigen, man kann sagen künstlerischen Darstellung willen, der man nirgends mehr die mühsame Herbeischaffung des Materials anmerkt. Darum kann man es nur mit Freude begrüßen, daß das Werk dem Buchhandel wiedergegeben worden ist. Nach dem Vorwort

seines Sohnes hat der Verfasser in dem Winter 1883/84, als sich schon die Vorbote seines Endes ankündigten, die nachbessernde Hand an sein Werk gelegt. Nicht alles, was in den fast vierzig Jahren an Einzelheiten inzwischen gefunden war (zum großen Teile durch ihn selbst und seine Schüler), konnte zur Abänderung der zweiten Auflage benutzt werden, es wäre sonst ein anderes Werk, nicht eine neue Auflage geworden, und der Reiz der ursprünglichen Anlage und Darstellung der Vorlesungen wäre nicht zur vollen Geltung gekommen, wie jetzt in dem erneuerten schönen Werke. Wir sind überzeugt, daß es auch bei seinem neuen Gange auf viele dankbare Leser rechnen kann.

Einige Gedenkblätter aus der Geschichte der Georgia Augusta seit 1837. Aus Anlaß der Jubelfeier ihres hundertfünfzigjährigen Bestehens zusammengestellt und erläutert von ihrem Vertreter im preussischen Herrenhause, Dr. Richard Dove. Göttingen, Spielmeier, 1887.

Der berühmte Kirchenrechtslehrer R. Dove giebt hier eine Reihe von Aktenstücken heraus, die man in der That mit „wahrer Freude“ lesen kann, um den Ausdruck eines hochstehenden Lesers derselben zu wiederholen: 1. Die Aktenstücke, die sich auf die Eidessache der Göttinger Sieben (Professoren) Dahlmann und Genossen im Jahre 1837 beziehen. 2. Eine Antwort Doves an die irländische Academy (1870), die in kindischer Weise durch Proteste gelehrter Körperschaften die englische Regierung bewegen wollte, die Beschießung von Paris zu verhindern. Diese Antwort ist damals durch alle Zeitungen gegangen und viel anerkannt worden. Man kann das jetzt nicht ganz leicht begreifen, denn die Ausdrucksweise Doves in dieser mannhaften Antwort ist durchaus gelehrt schwerfällig; es war eben eine besondere Zeit. Die Nummern 4 bis 13 enthalten Adressen, Stücke aus Univeritätsreden und Ansprachen, die Namen der im Kriege von 1870—71 gefallenen Göttinger Studenten, Prorektoratsnotizen u. Unter den lateinischen Ehrendiplomen hebt sich schön heraus das von Rud. von Thering in stattlichem Ausdruck verfaßte auf den „größten Sohn“ der Göttinger Universität, den Fürsten Bismarck — wenn man für einen Aufenthalt von drei Semestern das Wort „Sohn“ noch anwenden will. Indem ihm die juristische Fakultät zu seinem siebenzigsten Geburtstage den juristischen Ehrendoktor beilegte, motivirte sie diese Gabe durch die Aufzählung seiner Verdienste, wobei wir am Schlusse lesen: *Miseris et pauperibus opem ferre studuit, studet; civitatum discordias et dissidia peritissime felicissime composuit, componit, re domi bene gesta novas colonias trans mare deducendis viam Germanis aperuit. . . Terror malorum, Fiducia bonorum, Arx et Decus Germaniae etc.*

Bedenkt man, wie schwer die wichtigsten dieser Aktenstücke zugänglich waren, so erscheint die vorliegende Sammlung besonders dankenswert.

Dichterische Einbildungskraft und Wahnsinn. Rede, gehalten zur Feier des Stiftungstages der militärärztlichen Bildungsanstalten am 2. August 1886 von Professor Dr. Dilthey. Leipzig, Dunder und Humblot, 1886.

Obgleich dieser Essay des geistvollen Antimetaphysikers Dilthey nichts wesentlich neues lehrt, so ist er doch wegen seiner Tendenz und wegen seiner klaren und einsichtsvollen Charakteristik des poetischen Genies sehr lesenswert. Die Tendenz ist zunächst gegen die Schopenhauersche Lehre vom Genie als einem pathologischen Individuum gerichtet, eine Lehre, die, wie wir hinzufügen wollen, literarisch ihren Ausdruck bei den Romantikern fand, welche den Dichter als den tragischen Menschen schlechtweg hinstellten; Klaczko hat in seinem Buche über Dante (Florentiner Plaudereien) diese Lehre schlagend widerlegt. Schopenhauer war vielfach Romantiker.

Dem entgegen stellt Dilthey, der Positivist, den Satz auf: „Das Genie ist keine pathologische Erscheinung, sondern der gesunde, der vollkommene Mensch“ (S. 13). Und er beweist dies, indem er die wesentlichen Merkmale der unfreien Phantasie im Hallucinirenden, im Hypnotisirten, im Träumenden, im Wahnsinnigen psychologisch und physiologisch anführt, und ihnen die symbolisirende, beseelende, vom Gefühl gelenkte und das Gefühl erregende, ihres Spieles jedoch sich bewußt bleibende Phantasie der Dichter gegenüberstellt. Am wertvollsten in diesem Essay ist die psychologische Charakteristik der dichterischen Einbildungskraft, wertvoll deswegen, weil sie zugleich die Keime einer Aesthetik enthält, die im Geiste Dilthey's wohl schon feststehen mag, die aber bei seiner langsamen Art zu produziren wohl ebenso lange auf sich warten lassen wird, wie der zweite Band seiner Schleiermacherbiographie und die Fortsetzung seiner höchst anregenden „Einleitung in die Geisteswissenschaften.“ Sätze wie die folgenden: „Dem gewöhnlichen Menschen sind seine Wahrnehmungen Zeichen für etwas, das in der Richtung seiner Absichten eine bestimmte Stelle einnimmt; dagegen das künstlerische Genie gleicht einem Reisenden, der sich den Bildern eines fremden Landes hingiebt, ohne Absichten, ohne Berechnung, in völliger Freiheit. Ein dunkler Reichtum treibt es, den ganzen Reichtum des Lebens mit allen Organen zu erfassen“ (S. 19); oder: „Die Bilder entfalten sich in dem Dichter frei von dem Zwange des Wirklichen, nach dem Gesetz, eine möglichst vollständige und dauernde Befriedigung der Gefühle zu gewähren. Im wirklichen Leben wechseln unruhig Begehren und Genuß; das Glück ist nur ein flüchtiger Silberblick desselben; dagegen atmen die großen Kunstwerke eine Ruhe, die sie der Zeit entnimmt, weil sie immer neu den zurückkehrenden Betrachter mit totaler Befriedigung erfüllen. Dies ist das einzige wesentliche Merkmal der Schönheit“ (S. 22) — solche Sätze sind Keime einer Aesthetik, und zwar keiner formalistischen nach Herbarts Schule. Dilthey, der Liebhaber und Psychologe von Dickens, ist denn auch kein Verehrer gerade der modernen Realisten zufolge seiner ganzen psychologischen Anschauung von Poesie. Höchst interessant sind die mitgetheilten Selbstbeobachtungen der Dichter aus allen europäischen Literaturen, und es scheint uns literarhistorisch bemerkenswert, daß, vielleicht zum erstenmale in einer deutschen philosophischen Studie, hier auch das Zeugnis eines russischen Dichters, des seiner Zeit auch in diesem Blatte besprochenen Gontscharow, angeführt wird. So treten die Russen durch die Uebersetzer in die Weltliteratur.

Zeugnisse und Proteste. Gesammelte Aufsätze über tragische Kunst. Von Dr. Georg Günther, Professor. Erste Reihe. Plauen, F. E. Neupert, 1887.

Die Schopenhauersche Philosophie hat nicht zum geringsten Teile ihre Verbreitung der großen Wertschätzung zu verdanken, die sie den verschiedenen Künsten zu Teil werden ließ. In dem Systeme des pessimistischen Atheismus gewann der Rufus der Kunst, ebenso wie in dem materialistischen Glaubensbekenntnis von David Strauß (Alter und neuer Glaube), den Rang einer neuen Religion. Eine selbständige Aesthetik hat Schopenhauer so wenig wie sein Antipode Herbart geschrieben; aber die vielen gelegentlichen Exkurse zur Kunst haben die Jünger des Philosophen (Bahnsen, Siebenlist, J. Klee, Ed. v. Hartmann) zu zusammenhängenden Systemen auszuarbeiten versucht, und die pessimistische Aesthetik, die Hand in Hand mit der literarischen Mode des Realismus geht, ist eine der jüngsten philosophischen Errungenschaften, die nicht eben zur Hebung des schwer geschädigten Ansehens der Philosophie beigetragen hat. Gegen diese pessimistische Aesthetik sind die oben genannten, mit meisterhafter Dialektik geschriebenen Aufsätze über tragische

Kunst vornehmlich gerichtet. Sie sind zunächst allerdings nur Ergänzungen zu einem früher erschienenen Werke desselben Verfassers, zu den „Grundzügen der tragischen Kunst“; sie sind zugleich zustimmende und abwehrende Antworten auf die Kritiken, die jenes Werk erfahren hat. Allein sie erlangen auch einen selbständigen Wert dadurch, daß der Verfasser in jedem einzelnen der fünf Aufsätze (1. Der Pessimismus und die tragische Kunst; 2. Der Optimismus u. c.; 3. Ein Wort über Realismus; 4. Poetische Gerechtigkeit, Schuld und Sühne; 5. Die sekundären Personen) eine wichtige Seite der tragischen Kunst allgemein erörtert hat, und daß sie in ihrem Zusammenhange die Anschauung vermitteln, die er sich vom Wesen und Zweck der Tragödie gebildet hat.

Diese Anschauung zeichnet sich weniger durch ihre Originalität als durch die überzeugende Klarheit, Kraft und Wahrheit ihres Vortrages aus; eben diese gesunde Unbefangenheit verleiht Günthers fesselnder Polemik die Macht über seine Gegner. Er betont zunächst und mit Nachdruck die naive Unabhängigkeit des intuitiv schaffenden Künstlers von irgend welcher metaphysischen Voraussetzung, sei sie nun philosophischer oder kirchlicher, pessimistischer oder optimistischer Art. Der Künstler schwört weder auf ein Dogma noch auf Schopenhauer, und er verfolgt durchaus nicht, wie dieser will, den Zweck, die Erkenntnis irgendwie zu fördern. Auch der Tragiker, wenn anders er Künstler ist, will nur ergötzen und erheben, und nicht die Erkenntnis von der Nichtigkeit des Daseins verbreiten. Ganz im Gegenteil schließen Kunst und Pessimismus einander grundsätzlich aus: die Kunst, auch die tragische Kunst, verherrlicht dasselbe Leben, welches Schopenhauer ein Jammerthal nennt. Aus der Bewunderung, nicht aus der Verachtung dieser irdischen Welt ist die Kunst entstanden.

Aus diesen Grundsätzen leitet Günther den Nachweis ab, daß die Tragödie keineswegs die Verneinung des Daseins predige, wie die Schopenhauerianer mit Unrecht Shakespeare u. a. unterlegen; vielmehr sei für den Tragiker das Leben selbst jenes höchste Gut, um dessen Besitz sich der Kampf in seinem Spiele dreht. Der Tragiker habe nicht, wie die Pessimisten fordern, die Ungerechtigkeit des Weltlaufs in falsch verstandenem Realismus zu künstlerischer Anschauung zu bringen; er habe kein Schreckbild für die Zuschauer zu entwerfen, vielmehr sei der Künstler seiner Natur nach der geborne Gläubige: „Die einzige Philosophie des Künstlers ist die natürliche Philosophie einer naiven Gottinnigkeit“ (S. 51), und: „Der Atheismus steht ebenso wie der Pessimismus in direktem Widerspruche zur Kunst an sich“ (S. 46).

Das sind die Kernsätze Günthers, wobei er sich dagegen verwahrt, dem Dichter irgend einen bestimmten Gottesbegriff, irgend eine bestimmte Religion unterzuschreiben oder vorzuschreiben. Aber er behauptet mit Recht, daß die tragische Kunst, wie alle Kunst, von einer immanenten Sittlichkeit erfüllt sei, sie begnüge sich nicht mit der bloßen Kopie der äußern Wirklichkeit, die schließlich zum leeren Naturalismus führe.

Das sind, wie gesagt, alte, vielen Tagesgrößen unsrer Literatur jedoch altväterisch erscheinende Grundsätze. Ihre Kraft und Wahrheit erprobt sich aber in der Polemik gegen die verschrobeneren Neuerer. Darum ist Günthers Buch am interessantesten von der negirenden Seite, auf die wir die Leser hiermit verweisen wollen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.